

# Das Verbrechen im Omnibus.

Roman von Fortune de Boisgobey.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(I Fortsetzung.)

„Du wirst zu deinem Vergnügen Polizei spielen? Weiter fehlte nichts!“  
„Man muß doch seine freien Stunden zu etwas verwenden, und ich habe Zeit genug.“  
„Und dein Bild, Unglücklicher, das für die Ausstellung fertig sein sollte und das du kaum angefangen hast?“  
„Ich werde im Frühling daran arbeiten, im Winter fülle ich mich nicht so recht im Zuge. Ich habe also zwei Monate Zeit, und noch vor diesen zwei Monaten werde ich die Frau aufgefangen haben, die diesen Streich ausgeführt hat.“

„Das heißt, die neben dem armen Kinde gefressen hat?“  
„Natürlich.“  
„Vergeiß nicht, es waren aber zwei Frauen vorhanden, die eine sah rechts, die andere links von der Kleinen.“

„Ich meine natürlich die, welche bis zur Rue de la Vierge mitgefahren ist und die den Leichnam so geschickt übergeben hat.“  
„Sei doch so freundlich, und erkläre mir, wie sie es hätte anfangen können, ihre Nachbarin zu tödlen, ohne daß es jemand bemerkte.“

„Sehr gern, sobald du auf die Fragen geantwortet hast, die ich dir vorlegen werde. Du hast mir gesagt, das junge Mädchen stieg sich auf die verschleierte Dame?“  
„Ja, ich glaube sogar, daß die Dame sie um die Taille gefaßt hatte.“  
„In welchem Augenblick fing sie denn an, sie so freundlich zu umfassen?“

„Ich glaube, es war in der Nähe des Pont-Neuf. Der Omnibus fuhr sehr schnell, und ein Rad mußte wohl über einen großen Stein gerollt sein, denn es fand eine sehr heftige Erschütterung statt. Die Kleine hatte einen Schrei ausgestoßen, einen sehr schwachen Schrei; dann fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen und sank nach hinten über...“  
„Sie ist gestorben, ohne zu leiden, fast ohne eine Bewegung zu machen.“

„Das ist in der That wahrscheinlich.“  
„Verstehe Binos ironisch. Nach dieser leichten Erschütterung hat sie vermutlich den Kopf geneigt, die gute Nachbarin hat die Schulter vorgestreckt und das arme Kind umfaßt, das sich nicht mehr gerührt hat.“

„Du erzählst die Scene gerade, als ob du sie mit angesehen hättest.“  
„Und du, der du sie gesehen hast, fandest es ganz einfach, daß diese junge Dame plötzlich einschielte und nicht mehr erwachte.“

„Ich habe zuerst nicht besonders darauf geachtet; man konnte in dem Wagen nicht viel sehen, die Laternen waren fast erloschen.“  
„Das konnte ich mir denken; die Verbrecherin rechnete auf die Dunkelheit.“

„Aber ich frage dich noch einmal, wie sollte sie es denn angefangen haben, um eine Person von kaum zwanzig Jahren innerhalb zehn Sekunden in die andere Welt zu befördern? Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß sie sie erdolcht hat?“

„Erdolcht? Oh nein! es giebt viel sicherere und weniger deutliche Mittel.“  
„Welche?“  
„Nun, das Gift zum Beispiel. Mit einem Tropfen Blausäure kann man den stärksten Menschen umbringen.“

„Wenn man es ihm ins Auge oder auf die Zunge gießt, ja.“  
„Oder auf eine einfache Hautwunde.“  
„Janohi... Du suchst die Achsel... nun, ich habe nicht die Absicht, dich heute Abend zu überzeugen. Morgen wirst du mir vielleicht zugeben, daß ich recht habe. Ich werde morgen Vormittag in dein Atelier kommen...“  
„Inzwischen will ich dich verlassen. Ich sehe dort, daß der Leichnam fortgetragen wird und will nach dem Bureau gehen, um ein bißchen zu horchen, ich kenne den Wadmeißer, vielleicht kann der mir Auskunft geben.“

„Mit diesen Worten stürzte Binos aus dem Cafe und rief seinem Freunde zu: „Du tanntest meine Rede bezahlen, ich habe nur vierzehn Schoppen getrunken.““

2.

Am Tage nach dieser traurigen Fahrt im Omnibus, die mit einer Katastrophe geendet hatte, beschien eine schöne Winter Sonne die Place Pigalle.

Paul Freneuse war ebenso bereit wie das Wetter. Im Laufe des Vormittags hatte er den Besuch eines vom Kommissar abgeordneten Polizei-Inpektors empfangen, der aber mehr mit ihm geplaudert, als ihn eigentlich verhört hatte; denn auch der Gerichtsarzt hatte den Tod des jungen Mädchens auf eine natürliche Ursache zurückgeführt und auf einen Schlagfluß geschlossen.

So war denn Paul Freneuse durch diesen Besuch im höchsten Grade angezehmt berührt worden und hatte sich, nachdem er geküßt, von einer lästigen Sorge befreit, eifrig an die Arbeit gemacht.

Er vollendete gerade ein Gemälde, auf das er große Hoffnungen setzte,

die Gestalt einer Frau, eine Einzel-figur, eine junge Römerin, die am Fuße des Grabes der Cäcilia Metella eine Ziege hütete. Er hatte dabei das Glück gehabt, ein Modell zu finden, das Gott ausschließlich geschaffen zu haben schien, um ihm den gewünschten Typus zu liefern. Es war ein ganz junges Mädchen, fast noch ein Kind, das er eines Tages, als er von den Höhen des Montmartre kam, getroffen, und das ihn nach dem Wege nach dem Zoologischen Garten gefragt hatte.

Freneuse hatte vier Jahre in Rom zugebracht und verstand genügend Italienisch, um der Kleinen in der einzigen Sprache, die sie gut verstand, Bescheid sagen zu können. Dann hatte er sich erkundigt, was sie in Paris trieb, und sie hatte ihm ohne Verlegenheit geantwortet, daß sie eben erst angekommen wäre; einer ihrer Landsleute hatte sie mitgebracht, dessen Beruf darin bestand, Modelle beiderlei Geschlechts nach Frankreich zu importieren; derselbe wohnte in der Rue S. Bernard, in der Nähe der Marktallee, in einem großen Hause, das von Dreißigstücken und anderen Wandermusikanten wimmelte.

Sie war in Subiaco, in den Sabinenbergen, geboren, und hatte ihre Kindheit damit verbracht, auf den Felsenklippen dieser wilden Gegend die Ziegen zu hüten. Ihre Mutter, die seit einem Jahre todt war, stand in den römischen Ateliers Modell. Ihren Vater hatte sie nie gekannt; doch sie galt da unten für die Tochter eines französischen Malers, der, nachdem er sich einige Jahre in Italien aufgehalten hatte, abgereist war, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Sie hätte noch eine Schwester gehabt, doch diese war in früherer Jugend einem Manne übergeben worden, welcher Schülern in sammelte, denen er die Gesangs-unterricht beibrachte und die häufig in den italienischen Theatern auftraten.

Paul Freneuse, der von ihrer Schönheit entzückt war, hatte sogleich die Idee gehabt, dieses Kind, das noch bei seinem Künstler Modell gestanden, für sein Bild zu verwenden. Er hatte sich mit dem Manne, der Pia, so hieß die Kleine, nach Paris gebracht, in Verbindung gesetzt und mit ihm gegen eine ziemlich bedeutende Summe das Abkommen getroffen, daß das Mädchen jeden Tag in der Rue de Pigalle sich zur Sitzung einfinden sollte.

So hatte Pia seit fünf Monaten nicht ein einziges Mal veräußert, Mittags zu Paul Freneuse zu kommen, der sie mehr als Freundin, wie als bezahltes Modell behandelte.

Seit einem Monat in dessen hatte Freneuse zu bemerken geglaubt, daß sie weniger lustig, zurückhaltender, nachdenklicher, mit einem Worte: weniger kindlich war. Am Tage nach seinem Abenteuer im Omnibus hatte Paul Freneuse seinen guten Tag, und er unterließ sich heiter mit der Ziegenhirtin, die im Hintergrunde des Ateliers auf einem hohen Trittbrett saß, das bestimmt war, einen vom Grabe der Cäcilia Metella losgelassenen Felsenblock darzustellen.

„Pia, meine Schöne.“ sagte Freneuse lachend, „du vermutest wohl nicht, daß ich gestern Abend beinahe die sechs Treppen zu dir hinaufgelaufen wäre, um dich zu überfallen. Ich habe gestern in deiner Gegenwart dir...“  
„Und Sie sind nicht zu mir gekommen?“ rief das junge Mädchen, „ich wäre so glücklich gewesen, Ihnen mein Zimmer zeigen zu können... es ist jetzt so hübsch... ich habe drei Blumenpötte und einen Vogel, der so nett singt... Das alles verdanke ich Ihnen.“

„Ich fürchtete, dich zu stören, denn dein Zimmer ist wohl nicht viel größer als dein Vogelnest.“ Und dann habe ich es auch nicht gewagt, so ohne weiteres bei dir einzubringen. Ich hätte am Ende dort deinen Schatz gestohlen.“

Pia erblachte und die Thränen traten ihr in die Augen. „Warum sagen Sie mir das?“ murmelte sie, „Sie wissen doch, ich habe keinen Schatz.“  
„Nun, nun, es war ja nicht so ernst gemeint, lache ein bißchen, sonst müß ich glauben, daß du mir zürnst. Ich sprach ja nicht im Ernst.“

„Ich denke ja schon nicht mehr daran...“ aber ich bitte Sie, sagen Sie nicht wieder, daß ich einen Schatz habe. Wo sollte ich den wohl hernehmen, mein Gott! Dort unten zu Hause sind alle Burschen, die für den Vater Lorenzo arbeiten, hübsch und boshaft wie die Affen. Außerdem, wenn Sie sich ans Fenster stellen, wenn ich komme, können Sie mich sehen, daß ich nie stehen bleibe. Ich habe es immer so eilig, in Ihr Atelier zu kommen und mich aufzuwärmen... und meinen Freund Mirza zu umarmen, das ist mein Schatz!“

Der Angorakater, der am Ofen schnurrte, hörte seinen Namen und sprang mit einem Satz auf Pia's Knie, die lachend fortfuhr: „Sehen Sie, der hat mich lieb, er kommt, ohne daß ich ihn rufe und thut mir niemals weh.“  
„Du hast recht, Kleine, Mirza ist ein gutes Thier, er ist weit besser als

ich und dieser Binos, der nur hierher kommt, um dich zu ärgern.“  
„O, das ist mir gleichgültig...“ aber Sie, Herr Paul, wenn Sie sich über mich lustig machen, so verliere ich den Kopf... und mit der Nase ist's vorbei. Sehen Sie, ich hatte mich seit dem Beginn der Sitzung nicht gerührt, und jetzt, da Sie mich gestört haben, weiß ich nicht mehr, wie ich mich setzen soll.“

„Wie du eben lästest, den Kopf ein wenig mehr nach hinten über; sieh mich an, jage Mirza fort und bleibe unbeeindruckt.“

Biat hat, wie ihr geheißen, und die Katze legte sich wieder an ihrem Lieblingsplatze nieder.

„So ist es recht,“ fuhr der Maler fort, „und da du jetzt wieder nett bist, so will ich dir erzählen, daß ich dir nur deshalb nicht „Guten Abend“ gesagt habe, weil es schon zu spät war, als ich durch deine Strafe kam: dreieinhalb zwölf Uhr... in der Kaserne des Vater Lorenzo schlief bereits alles.“

„Es ist Ihnen doch hoffentlich nichts Unangenehmes passiert?“  
„Nein, nein, das sieht du ja, ich bin nie so gut im Zuge beim Arbeiten gewesen. Wenn ich so weiter fortfahre, wird mein Bild in vierzehn Tagen fertig.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Ateliers heftig, und Binos stürzte wie eine Bombe hinein, indem er ausrief: „Ich habe sie gesehen, mein Lieber, sie ist wunderbar!“  
„Wer?“ fragte Freneuse.

„Nun, die Todte! Ich komme aus der Morgue. Sie ist seit einer Stunde ausgeführt und eine Menschenmenge drängt sich bereits in den Sälen...“

Binos hatte die Worte: „aus der Morgue“ kaum ausgesprochen, als Freneuse ihm Zeichen zu machen begann, aber Binos ließ sich nicht stören, er legte seine Hand fort.

„Du hast recht, sie ist wunderbar,“ fuhr er fort, „hätte sie zu Lebzeiten Modell stehen wollen, man hätte ihr zwanzig Franken die Stunde bezahlt. Pia ist ein Modell, wie man es selten sieht, nicht wahr? Nun, mit dieser da ist sie gar nicht zu vergleichen. Ich habe im Fluge eine Skizze aufnehmen wollen, doch die Beamten haben mich aufgefordert, weiter zu gehen und ein Herr hat mir sogar Dummheiten ins Gesicht gesagt; er hat mich herzlos genannt, dieser Dummkopf.“

„Ich habe mehr Herz, als er,“ fuhr Binos fort, „was ich that, geschah nur im Interesse der Kunst. Glücklicherweise wird man sie photographieren.“

„Wirst du nun endlich schwören, du Schwärmer,“ rief ihm Freneuse zu, „wenn du noch ein Wort weiter sprichst, setze ich dich vor die Thür!“  
„Beschalt? Was fällt dir denn ein?“

„Du hinderst mich am Arbeiten, und dann ersuchst du auch die Kleine mit deinen häßlichen Geschichten.“

„Was? weil ich von der Morgue spreche? Na, das ist gut! Aber das wird ihr im Gegentheil Spaß machen; ich wetze, sie geht nie an dem Gebäude vorbei, ohne es zu betreten, und da sie fast alle Tage vorüber muß, wenn sie nach Hause geht...“

„Die Morgue, das ist wohl das Haus, wo man die Todten ausführt?“  
„Freneuse, das ist wohl das Haus, wo man die Todten ausführt?“  
„Freneuse, das ist wohl das Haus, wo man die Todten ausführt?“

„Aha, jetzt fängst du auch an!“ rief Freneuse. „Ihr habt euch wohl alle beide verschworen, daß ich heute nichts thun soll.“

„Aha, ich weiß, wo es ist,“ fuhr Pia fort, „aber ich habe es nie gewagt, hineingehen, und ich werde es auch nie thun, nie, nie, nie!“  
„Nun, das will ich hoffen, wenn du es bist einfallen ließest, so würde ich dich hier nicht mehr empfangen. Doch du scheinst mir nicht mehr geneigt, dich heute ruhig auf deinem Trittbrett zu verhalten und ich werde die Sitzung aufheben. Noch drei Minuten bleibe unbeweglich sitzen, und wir sind fertig für heute, mein Kind.“

Pia war nicht mehr bei der Sache, sie war nachdenklich geworden; ihre großen, schwarzen Augen starrten ins Leere.

Um sich über das Verbot, daß er nichts erzählen durfte, zu trösten, schob Binos in allen Winkeln des Ateliers herum, drehte die an den Wänden hängenden Gemälde um, öffnete die Kabinetsen, durchstöberte die Staffeleien.

Er trieb es so weit, daß Freneuse ihm ungeduldig zurief: „Wirst du nun endlich aufhören, was suchst du denn?“  
„Tabak! ich habe vergessen, mit welchen zu kaufen.“  
„Der Tabaksbeutel liegt dort zu den Füßen der Figur am Fenster.“

„Sehr gut, du treibst doch die Strenge hoffentlich nicht so weit, daß du mir das Rauchen verweigst? Ich danke dir für deine Rücksicht, mein Bräutigam. Aber höre mal, der Witz ist schlecht; der Beutel ist ja leer. Es ist darin nicht mehr Tabak, als Hirn in dem Schädel des Herrn aus der Morgue.“

„Hör' auf, suche dir Tabak aus meinem kleinen Tabaksbeutel in der Tasche meines Ueberziehers, der da unten hängt.“

„Ich gehorche, gnädiger Herr,“ versetzte Binos mit tomsischem Ernste, indem er sich tief bis zur Erde beugte. „Damit sing er an, den Paletot zu durchsuchen, während Freneuse, der seinen Pinsel abtrodnete, zu Pia sagte: „Genug für heute, Kleine, ich kann nichts mehr sehen.“

„Dein Tabaksbeutel, dein Tabak-

beutel,“ murmelte Binos, „ich mag die Tiefen des Raubthierstüchtes noch so sehr durchsuchen, ich erwidere nicht! Ich finde gar nichts... Das heißt doch, meine Finger sind eben auf einen Gegenstand gestoßen, der mir dazu dienen kann, meine Pfeife auszuräumen; sieh nur, eine Frauenhand!“

Entzünd über seinen Fund schwang Binos triumphierend die vergoldete Radel, die er eben in der Ueberziehertasche seines Freundes gefunden hatte.

„Thue mir den Gefallen, und stecke die Radel dahin, wo du sie gefunden hast,“ rief ihm Freneuse zu.

„Aha, du fürchtest, ich könnte sie profanieren, indem ich sie zu gewöhnlichem Gebrauch benutze,“ versetzte der unterbesserliche Schwärmer ironisch, „beruhige dich, ich werde mich ihrer nicht bedienen, du tanntest sie noch weiter auf deinem Herzen tragen. Du bist also verlobt? seit wann denn?“

„Binos, du bist wirklich unerträglich!“

Pia war plötzlich aufgestanden und näher getreten, um sich die Radel anzusehen.

„Was sagst du dazu, Kind der Berge?“ fragte sie Binos.

„So etwas hast du in Subiaco nie getragen,“ fuhr Binos zu Pia gewendet fort, „denn du hast ja den guten Geschmack, es nicht einmal in Paris zu thun — wie, du meinst?“  
„Wächstest du dieses häßliche Ding vielleicht haben?“

„Ich meine nicht,“ versetzte das junge Mädchen, und bemühte sich, die Thränen zurückzuwürgen.

„Binos, du bist wirklich abseufzlich,“ rief Freneuse, „ich verbiete dir, die Kleine weiter zu quälen; du hast sie mit deinen Ablasenheiten ganz außer Acht gelassen. Nimm deine Mantille um, Pia, und gehe nach Hause, die Nacht bricht herein, und die Strahlen sind nach Sonnenuntergang nicht mehr recht geheimer.“

„Komm morgen, wenn du kannst,“ rief er pünktlich, „ich werde meine Thür verbarrieren, damit ein langweiliger Geselle, den du kennst, nicht stört und wir eine recht lange Sitzung halten können.“

„Mein Lieber,“ begann Binos, „sobald sie verschunden war, ich habe in einem Tage mehr Entdeckungen gemacht, als die berühmtesten Forschensreisenden in einem Jahre machen würden, und die letzte ist die allermerkwürdigste von allen. Ich habe nämlich entdeckt, daß diese nach Paris verpflanzte Pflanzengattung wahrscheinlich in sich verliert ist. Sie hat gewohnlich die Gestalt einer Kugel mit einem Durchmesser von vier bis sechs Zoll; die Kugel ist aus einem weichen, weißlichen Material, das sich wie ein Pulver zerreiben läßt. Ich habe die Kugel in meine Hand genommen und sie mir untersuchen lassen, und ich habe festgestellt, daß die Kugel aus einem weichen, weißlichen Material besteht, das sich wie ein Pulver zerreiben läßt. Ich habe die Kugel in meine Hand genommen und sie mir untersuchen lassen, und ich habe festgestellt, daß die Kugel aus einem weichen, weißlichen Material besteht, das sich wie ein Pulver zerreiben läßt.“

„Was willst du denn wieder von meiner Kugel, quäle sie bitte nicht.“

„Mirza kam, von Binos' Stimme angelockt, langsam auf ihn zu.“

Währenddessen hatte sich Binos auf einen Schimmel gesetzt und streckte die Hand nach der allzu vertrauensseligen Katze aus, die langsam näher rückte. Freneuse sah nicht, daß er zwischen seinen Fingern die vergoldete Radel hielt; Mirza bemerkte sie und näherte sich, um zu entdecken, was ihm der Freund seines Herrn eigentlich anbot. Seine Schnauze kam mit dem schwarzen Instrument in Berührung und Binos benutzte die Gelegenheit, um die Nase des armen Thieres leicht zu rügen, welches schnell eine Bewegung nach rückwärts machte. Plötzlich sank sein Kopf zur Seite, seine langen, weichen Haare kräuselten sich, seine ausgebreiteten Pfoten wurden steif, die Rinnbäder redeten sich auseinander, seine Augen verglöhlichten. Dann erschütterte ein tonlosstündiges Juden seinen ganzen Körper, und nach 20–30 Sekunden fiel das Thier todt zur Seite.

„Was hast du denn mit Mirza gemacht?“ rief Freneuse, befürchte das Thier und sagte: „Der Kaiser ist ja todt!“

„Ja, gewiß, wie das junge Mädchen im Omnibus,“ versetzte Binos mit grübler Seelenruhe.

„Du hast Mirza getödtet,“ versetzte der Künstler zornig, „das übersteigt doch allen Schmerz! Verlasse mein Atelier und wage es nie wieder, hierher zu kommen. Wenn ich nicht wüßte, daß du zu drei Vierteln verrückt bist, so würde ich mich nicht damit begnügen, dir meine Thüre zu schließen, sondern wir dein abschändliches Benehmen Sühnung von dir fordern.“

„Das wäre drollig,“ lachte Binos, „wirklich drollig! Du willst mich also zum Duell fordern und mit einem Degenschied versehen, weil ich dir das Leben gerettet habe, das ist brillant.“

„Ich möchte wissen, wie du das angefangen hast. Willst du etwa behaupten, meine Katze wäre toll gewesen?“

„Willst du mich vielleicht gefälligst anhören, bevor du mich wegnest? Du siehst diese Radel, nicht wahr?“

„Gewiß, und wenn ich gewußt hätte, daß du dich ihrer bedienen würdest, am Mirza's Herz zu durchbohren...“

„Ich habe Mirza nicht das Herz durchbohrt...“  
„Ich hab' auch nicht einen Blutsproß empfangen,“

auf seinem weißen Fell... ich habe sie kaum in die Schnauze gerührt, und sie ist todt niedergefallen; begreift du jetzt, was sich gestern Abend im Omnibus abgespielt hat?“

„Wie? Was willst du damit sagen?“

„Das arme Mädchen, welches sich in der Morgue befindet, ist ebenso getödtet worden, wie ich eben Mirza getödtet habe. Man hat sie einfach in den Arm gestochen.“

„Wie, die Radel wäre...?“  
„Begriffst, mein Lieber, und du trugst sie in der Tasche deines Ueberziehers. Wenn du nun in die besagte Tasche gefaßt hättest, um dein Taschentuch oder sonst etwas herauszuholen, so wären deine Finger sicherlich mit der Spitze dieses lebenswichtigen Instruments zusammengetroffen, und bei der nächsten Gemaldeaussstellung gäbe es ein Bild und eine Webdalle weniger.“

„Aber du glaubst doch nicht im Ernst, daß man mit dieser Radel wirklich getödtet hat?“

„Nun, die Thatfachen beweisen es doch.“

„Aber Gifte, welche mit einem Schläge morben, existiren ja nur in Romanen oder Dramen.“

„Und auch bei den Wilden, mein Freund. Sie tauchten ihre Pfeile in das Gift, wenn sie auf die Jagd gehen oder in den Krieg ziehen, und alle Wunden, welche diese Pfeile verursachen, sind tödtlich, das ist bekannt.“

„Ja, das habe ich irgendwo gelesen, aber...“  
„Und das Gift, welches sie gebrauchen, ist ebenfalls bekannt: es ist das sogenannte Curare. Sieh her, diese röhliche Stelle, welche dem Fittich gleicht und die Spitze dieser Radel bedeckt... das ist das chemische Produkt, mit dem man innerhalb fünf Minuten ein ganzes Regiment umbringen könnte.“

„Wie, du zweifelst noch immer? Du brauchst ja nur Mirza unterfüßen zu lassen, um dich von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen. Du hast gesehen, daß die Katze ohne Erschütterung und geräuschlos gestorben ist. Ein kaum wahrnehmbares Zittern, einen Augenblick der Unbeweglichkeit, dann der Fall — und alles ist im Omnibus.“

„Das ist wahr, sie hat nur einen sehr schwachen Schrei ausgestoßen und ist dann zurücksunken.“

„Ich werde dir die ganze Geschichte erzählen; du tanntest mich dann, wenn du willst, fortjagen, wenn ich fertig bin.“

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Gylinder-Gott.

Es war im Januar 1797, als der Gylinderhut am Strand von London das Licht der Welt erblickte. Sein Erfinder war der Hutmacher John Hetherington, der durch fortwährende Verbesserungen auf dem Gebiete der Hutfabrikation sich zu damaliger Zeit einen berühmten Namen erworben hatte. Wie schlecht es ihm jedoch mit dem neuen Kind seiner Schöpferlaune, dem Gylinderhute, erging, mag aus einer Zeitungsnote vom 26. Januar 1797 zu erhellen sein, die wie folgt lautet: „John Hetherington spazirierte gestern auf dem Bürgersteige des Strand einher, auf seinem Kopfe einen schier ungerheuten, aus Seide hergestellten Schornstein, der einen seltsamen Glanz hatte. Die Wirkung auf die Straßengänger war entsetzlich. Es ist Thatsache, daß verschiedene Frauen beim Anblicke des tomsischen Gegenstandes Ohnmachtsanfälle bekamen, während die Kinder schrien und ein junger Mann, der gerade von einem Seifenfabrikanten zurückkehrte, bei dem er einige Einkäufe vorgenommen hatte, im Gebirge niedergeraten wurde und sich den Arm brach. Herr Hetherington hatte sich aus diesem Grunde gestern vor dem Lordmayor zu verantworten und wurde tiefen inmitten einer bewaffneten Polizeimacht vorgeführt. Der Verhaftete gab an, vollkommene Unfähigkeit zu sein, seinen lieben Londoner Geschäftsfreunden ein neues Modell seines erfindungsreichen Stiefels zur Schau zu repräsentiren, welcher Ansicht der Lordmayor indessen nicht anschlöß, indem er den Hersteller des „glänzenden Schornsteins“ zu einer Strafe von fünfhundert Pfund Sterling verurtheilte.“

Wie Bücher populär werden.

Wie Bücher populär werden, darüber macht ein englischer Verleger in einem Londoner Journal einige beachtenswerthe Bemerkungen. welchem Gesetze, schreibt er, folgt die Popularität eines Buches? Es ist eins der Geheimnisse dieser Welt, warum von einem Buche über Nacht hundertaufendes Exemplare verkauft werden, während ein anderes mindestens ebenso gutes einen völligen Mißerfolg hat. Im Allgemeinen hängt der Verleger sehr viel mehr von der „persönlichen Anfindebung“ ab, als von der Kritik. Mit „persönlicher Anfindebung“ meine ich die Empfehlung eines Buches durch diejenigen, die es gelesen haben und denen es gefallen hat. Ganze Spalten öffentlichen Lobes fördern den Verkauf eines Buches wenig. Durch verständige Ausgabe von 5000 für Annoncen kann das Interesse des Publikums für ein Nahrungs- oder Heilmittel erweckt werden, aber keine Summe wird ein Buch, das auf den Aussterbeat geteilt ist, wieder lebendig machen. Wenn der Durchschnitte Leser Langeweile dabei empfindet, wird er das freimüthig fa-

gen, wenn ihn irgend ein Bücherfreund darüber befragt; so verfaßt dann ein neues Werk sehr schnell dem Untergange. Aber es ist ein Zug der menschlichen Natur, daß Niemand ein Buch durchlesen und den Genuß, den es ihm verschafft hat, geheimhalten wird. Besonders eine Frau kann kein Buch lesen, ohne, mag es ihr nun gefallen oder nicht, darüber mit ihren Freundinnen zu sprechen. Sie wird vielleicht ein neues Recept vor anderen Hausfrauen geheimhalten, aber in Betreff der Bücher ist die ganze Welt ihre Vertraute.

Andererseits kenne ich Beispiele, daß eine Spalte schmeichelfastester Kritik auch nicht eine einzige Bestellung brachte. Das Publikum will sich seine Bücher nicht durch die Zeitung auswählen lassen. Die Beurtheilung eines Buches mag noch so aufrichtig sein; aber eine Befprechung, die nichts als Lob enthält, erweckt in manchen Gemüthern den Zweifel, Bücher, die von den Kritikern getadelt werden, erlangen oft die größte Beliebtheit, wenn aus dem nicht folgt, daß die Beurtheilung den Erfolg sichert. Das Urtheil des Bücherfreundes, nicht das des Kritikers müssen wir für uns haben. Doch es muß freiwillig gegeben werden; es fordern, hieß es verlieren. Es kommt zu dem, der es nicht heraufbesordert, und geht an denen vorüber, die Pläne schmieden, um es zu gewinnen. Manche nennen es „Glück“ oder „Zufall“. Kein Sachverständiger hat bisher dieses Geheimniß gelöst. Reichthum und Ruhm erwarten den Mann, der es finden wird. Es giebt keinen Maßstab, nach dem man es schätzen kann. Wenn Jemand ein Buch liest oder tadelt, kauft man es oder kümmert sich nicht darum, je nachdem des Mannes Urtheil geschätzt wird. Aus diesem Grunde haben die anonymen Kritiken kein Gewicht. Die Leser kennen den Schreiber nicht, und ihr Geschmack kann anders sein als der feine. Ein scharfsichtiger amerikanischer Verleger sagte einmal: „Seltig getadelte Bücher haben oft einen Bombenerfolg, aber Bücher, die von der Kritik nur gelobt werden — bah!“

Wie England Holland beschuldigt.

Die Schrift des Professors Ernst von Halle über die Zukunft Hollands, nämlich die in Aussicht gestellte schließliche Annexion durch Deutschland, ist der englischen Presse Wasser auf ihre Mühle gewesen. „Times“, „Spectator“ und andere benutzen mit Eifer die Gelegenheit, das deutsche Reich allerlei finsterner Pläne gegen das benachbarte wehrlose Königreich der Niederlande zu beschuldigen. Die „Hamburger Nachrichten“ bemerken dazu: „Indem wir von jeder auch nur atademischen Befprechung der Zukunft der Niederlande absehen, haben wir lediglich die äußerst tomsische Situation hervorzuheben, daß die Engländer sich heute als Beschützer und Verteidiger eines „Holland in Noth“ aufzuspielen belieben, während gerade die Engländer es sind, die in den letzten beiden Jahrhunderten die Holländer auf's ärgste beraubt und von ihrer Größe herabgedrückt haben; sowohl im Campbell wie in Japan und sonst in Ostindien sind die Holländer gerade von dem jetzt so unschuldig thuenenden Engländern verdrängt worden, während die Preußen sowohl 1787 wie 1813 unter Bülow dem Hause Dranien die erwünschte Hilfe bereitwillig und ohne Einnelst leisteten.“

In der höheren Mädchenschule.

In der Literaturstunde fragt der junge Herr Lehrer Dr. K.: „Meine jungen Damen, Sie wissen sicher alle, was man unter einer Sentenz versteht?“  
„Verlegenes Schweigen sämtlicher Badische in der Klasse.“  
„Nun, eine Sentenz nennt man eine allgemeine Wahrheit, die sich oft seit uralten Zeiten durch Beobachtung und Erfahrung als solche herausgestellt hat, dann durch Dichter oder Philosophen in eine bestimmte, trappe, präzise Form gefaßt und so allmählich ein gewisses Wort geworden ist. Gerade Ihr Lieblingsdichter, unser großer Schiller, ist in seinen Gebichten und Dramen sehr reich an solchen Sentenzen. Nun, Fräulein, Götterden, können Sie mir eine solche Sentenz aus Schillers Gebichten citiren? Denken Sie einmal nach. Nun?“  
„Janohi, Herr Doktor! Feßgemauert in der Ged.“  
„Rein, Sie haben mich mißverstanden. Das ist wohl der Anfang eines Schillerschen Gebichtes, aber keine Sentenz. Fräulein Käthchen, Sie vielleicht?“  
„Janohi! Willst Du nicht die Lammlein hüten...“

Zwei gehören immer dazu, einen Streich anzufangen, aber einer kann ihn enden.

Der erste amerikanische „Gesandte“ in Havanna muß jedenfalls ein „Bschicker“ sein.

Carnegie hat eine Einladung von der Gesellschaft amerikanischer Schriftsteller erhalten. Ganz entschieden verdient er diese Ehrung, er hat die meisten Niederlaaken für Schriftsteller-Waren gegründet.

Eine New Yorker Schöne hat sich auf dem Auktionsmarkt des Washingtoner Kapitols mit ihrem cubanischen Bräutigam ehelich verbinden lassen. Das ist mal sicher eine Ehe, die mit „höherer Aussicht“ begann.

Eine New Yorker Schöne hat sich auf dem Auktionsmarkt des Washingtoner Kapitols mit ihrem cubanischen Bräutigam ehelich verbinden lassen. Das ist mal sicher eine Ehe, die mit „höherer Aussicht“ begann.

Eine New Yorker Schöne hat sich auf dem Auktionsmarkt des Washingtoner Kapitols mit ihrem cubanischen Bräutigam ehelich verbinden lassen. Das ist mal sicher eine Ehe, die mit „höherer Aussicht“ begann.

Eine New Yorker Schöne hat sich auf dem Auktionsmarkt des Washingtoner Kapitols mit ihrem cubanischen Bräutigam ehelich verbinden lassen. Das ist mal sicher eine Ehe, die mit „höherer Aussicht“ begann.

Eine New Yorker Schöne hat sich auf dem Auktionsmarkt des Washingtoner Kapitols mit ihrem cubanischen Bräutigam ehelich verbinden lassen. Das ist mal sicher eine Ehe, die mit „höherer Aussicht“ begann.

Eine New Yorker Schöne hat sich auf dem Auktionsmarkt des Washingtoner Kapitols mit ihrem cubanischen Bräutigam ehelich verbinden lassen. Das ist mal sicher eine Ehe, die mit „höherer Aussicht“ begann.

Eine New Yorker Schöne hat sich auf dem Auktionsmarkt des Washingtoner Kapitols mit ihrem cubanischen Bräutigam ehelich verbinden lassen. Das ist mal sicher eine Ehe, die mit „höherer Aussicht“ begann.

Eine New Yorker Schöne hat sich auf dem Auktionsmarkt des Washingtoner Kapitols mit ihrem cubanischen Bräutigam ehelich verbinden lassen. Das ist mal sicher eine Ehe, die mit „höherer Aussicht“ begann.